

KiWi

Tom Hillenbrand
Goldenes Gift

Ein kulinarischer Krimi

Xavier Kieffer ermittelt



Tom Hillenbrand

Goldenes Gift

Ein kulinarischer Krimi

Xavier Kieffer ermittelt



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Tom Hillenbrand](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Tom Hillenbrand

Tom Hillenbrand, geb. 1972, studierte Europapolitik, volontierte an der Holtzbrinck-Journalistenschule und war Ressortleiter bei SPIEGEL ONLINE. Seine Bücher stehen regelmäßig auf der SPIEGEL-Bestsellerliste, sie wurden vielfach übersetzt und ausgezeichnet, unter anderem mit dem Radio-Bremen-Krimipreis und dem Glauser-Preis.

www.tomhillenbrand.de

Über dieses Buch

Der ehemalige Sternekoch Xavier Kieffer lässt von einem Imker speziellen Honig aus der Luxemburger Unterstadt für sein Restaurant produzieren. Als der Mann plötzlich stirbt und seine Bienenstöcke nicht mehr aufzufinden sind, geht Kieffer der Sache nach. Gemeinsam mit seiner Freundin, der Gastrokritikerin Valérie Gabin, findet er sich schnell im Mittelpunkt eines gigantischen Skandals wieder, der um den halben Globus reicht und sowohl die Reinheit des Honigs als auch das Überleben der Bienen gefährdet. Können sie verhindern, dass der Weltmarkt mit gepanschem Honig geflutet wird? Können sie ihren Widersachern das Handwerk legen, bevor es zu spät ist?



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotive: © Andreas von Einsiedel / Alamy Stock Foto (Küche); ©

Ashraful Arefin photography / Getty Images (Honigglas mit Löffel)

Emojis unverändert von googlefonts/notoemoji

(<https://github.com/googlefonts/notoemoji/>), © 2019 Google Inc. Licensed
under the Apache License, Version 2.0

(<http://www.apache.org/licenses/LICENSE2.0>)

ISBN 978-3-462-32150-0

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

Glossar: Küchenlatein

Leseprobe »Verhängnisvoller Champagner«

Genervt beäugte Pol Schneider das Display seines summenden Handys. Das war bereits der dritte Versuch binnen fünf Minuten. Die Nummer sagte ihm nichts, und auch sonst verspürte er wenig Lust, den Anruf anzunehmen. Pol saß gerade vor einem großen Teller Kartoffelsuppe, und die Mittagspause war ihm heilig.

Das Telefon hörte auf zu summen. Schneider nahm noch einen Löffel Suppe, brummte voller Genugtuung. Sollte der Typ ihm doch die Box vollquatschen. Er würde sich irgendwann später melden.

Erneut begann das Handy zu vibrieren. Einen Fluch murmelnd legte Pol den Löffel beiseite und nahm das Gespräch an.

»Beienbourg, moien. Pol Schneider.«

»Bonjour, Monsieur Schneider«, sagte eine Frau am anderen Ende.

»Mein Name ist Jessica Rawley. Ich möchte ... es geht um den, die ...«

Man hörte, dass ihr das Französische nicht leicht von den Lippen ging.

»Lieber Englisch?«

»Ja, bitte.«

»Kein Problem. Was kann ich für Sie tun, Mrs Rawley?«

»Es geht um die Bienen. Bei uns auf dem Dach. Mit denen stimmt was nicht.«

Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Silverstein Green.«

Schneider wusste, von welchem Gebäude die Rede war. Die US-Investmentbank Silverstein Green saß auf dem Kirchberg, in einem großen gläsernen Klotz mitten im Luxemburger Finanzdistrikt. Auf dem Dach des Gebäudes lebten einige seiner Bienenvölker.

»Was ist denn mit ihnen?«, fragte Schneider.

»Ich glaube, sie sterben. Da liegen überall tote Bienen herum.«

»Die liegen vor den Beuten?«

»Den was?«

»Den Bienenstöcken.«

»Ja, genau«, erwiderte Rawley, »Dutzende, alle verendet.«

»Das ist ganz normal.«

»Sind Sie sicher? Es wäre uns lieber, wenn Sie mal nachschauen.«

Schneider seufzte leise. Seit über 25 Jahren imkerte er. Als er damit begonnen hatte, waren Bienen noch ein exzentrisches Hobby für Landeier gewesen. Inzwischen lag Imkern jedoch im Trend, auch und gerade in den Städten. Nicht nur Privatleute hielten sich inzwischen Bienenvölker, auch Unternehmen wie Silverstein hatten das Thema für sich entdeckt. Bienen waren Sympathieträger. Wer ihnen auf dem Dach seines Bürohauses oder seiner Fabrik ein Zuhause bot, den sah die Öffentlichkeit in einem freundlicheren Licht. Aber natürlich wollte sich keiner dieser Investmentbanker die Finger klebrig machen. Und da kam er ins Spiel. Schneider stellte Beuten auf, sah regelmäßig nach dem Rechten, schleuderte am Ende die Waben und füllte einen mit speziellem Etikett versehenen Haushonig ab, den der Kunde an Mitarbeiter oder Geschäftspartner verschenken konnte. Für Schneider war das ein einträgliches Geschäft.

Der Nachteil an der Sache war, dass er sich mit der Unbedarftheit von Klienten herumschlagen musste, die kaum Bienen und Wespen auseinanderhalten konnten.

»Mrs Rawley, wir haben Februar. Das heißt, dass die Bienen noch Winterpause machen.«

»Und?«

»Ihnen ist zu kalt, sie bleiben schön im Stock, schließen sich zu einer Wintertraube zusammen, in deren Innerem die Königin gewärmt wird.

Sie fliegen nicht viel aus. Und dass Sie vor den Kästen tote Bienen finden, ist ein gutes Zeichen.«

»Wie können tote Tiere ein gutes Zeichen sein?«

»In jedem Stock befinden sich über fünfzigtausend Bienen. Da sterben ständig welche. Die Arbeiterinnen bringen sie zum Einflugloch, werfen sie raus.«

»Das ist ja schrecklich!«

»Das ist das Leben. Sorgen müssen Sie sich machen, wenn keine toten Bienen vor dem Stock liegen. Das würde nämlich bedeuten, dass der Selbstreinigungsmechanismus der Kolonie nicht funktioniert.«

»Ich verstehe. Könnten Sie vielleicht trotzdem mal schauen?«

Erneut seufzte er, diesmal laut genug, dass seine Gesprächspartnerin es hören konnte.

»Hören Sie, ich sage Ihnen doch, Sie machen sich unnötig Sorgen. Es ist auch gar nicht gut, die Bienen im Winter zu stören. Sie verlieren zu viel Wärme und ...«

»Es ist nur so«, unterbrach sie ihn, »dass unser Chef persönlich darum gebeten hat. Mr Wright geht immer zum Rauchen rauf aufs Dach, und da ist ihm das aufgefallen.«

Allmählich verstand Schneider. Es handelte sich nicht um ein Bienen-, sondern um ein Bossproblem. Diese Rawley hatte Druck von oben bekommen, deswegen war sie so hartnäckig. Und Schneider hatte allen Ernstes gedacht, die Frau sollte sich um das Wohl der Bienen.

Er überlegte kurz. Am Nachmittag hatte er etwas in der Innenstadt zu erledigen. Vorher im Finanzviertel vorbeizufahren, stellte keinen großen Umweg dar.

»Ich werde Ihnen aber zusätzlich die Anfahrt berechnen müssen«, hörte er sich sagen. »Das liegt nicht auf meiner Route, ich komme derzeit nur selten in die Stadt.«

»Das wäre kein Problem. Wichtig ist nur, dass jemand kommt.«

Wichtig ist, dass du deinem Chef sagen kannst, dass jemand kommt, dachte Schneider.

»Alles klar, Mrs Rawley. Dann schaue ich heute Nachmittag vorbei.«

»Gut, ich melde Sie am Empfang an.«

»Nicht nötig, die kennen mich ja. Ich fahre einfach hoch.«

»Und Sie geben mir danach eine Rückmeldung?«

Schneider bejahte es, notierte sich Rawleys E-Mail-Adresse. Er legte auf und machte sich über den Rest der Suppe her, die leider nur noch lauwarm war. Dennoch löffelte er sie tapfer aus.

Dann stand er auf, griff sich Jacke und Autoschlüssel. Als er aus dem Haus trat, zog er reflexartig die Schultern hoch. Der Himmel war bleigrau. Es war einer dieser Februartage, an denen es selbst mittags noch nicht richtig hell war. Besser, er erledigte die Silverstein-Sache, bevor das Tageslicht ganz verschwand. Im Dunkeln auf einem nassen, eiskalten Hochhausdach herumzuturnen, war etwas, worauf er gerne verzichten konnte.

Schneider ging zu einem Lieferwagen, der vor dem Gebäude stand. Das alte Bauernhaus, in dem er wohnte, lag im Norden Luxemburgs, in einer dünn besiedelten Region namens Ösling. Die umliegenden Felder, die seinem Vater und davor dessen Vater gehört hatten, hatte Schneider bereits vor Jahren an die Nachbarn verkauft. Übrig geblieben waren nur das Haus und eine Scheune.

Er stieg ein und ließ den Motor an. Eine knappe Stunde später erreichte Schneider den Kirchberg. Er parkte in einer Seitenstraße der Kennedy, jener breiten Avenue, die das Finanzzentrum wie mit dem Lineal gezogen durchschnitt. Dem Kofferraum entnahm er seine Ausrüstung: Handschuhe, Besen, Schleierhaube. Schneider verzichtete darauf, einen kompletten Schutzanzug mitzunehmen. Honigbienen waren weitaus weniger aggressiv, als die meisten Menschen glaubten. Ein erfahrener

Imker konnte viele kleinere Verrichtungen durchführen, ohne gestochen zu werden.

Am Empfang von Silverstein ließ sich Schneider eine Keycard aushändigen. Er stieg in den Lift und hielt die Karte gegen einen Sensor, bevor er die Taste mit der »8« drückte. In der obersten Etage befanden sich mehrere Konferenzräume sowie eine Treppe, über die man auf das Flachdach des Gebäudes gelangte.

Wenige Minuten später war er dort oben und sah sich um. Neuere Bürohäuser besaßen meist umfänglich begrünte Terrassen. Dieses hingegen stammte aus den Neunzigern, das Dach war eine Steinwüste. Kies bedeckte den Boden, es gab weder Pflanzen noch Sitzgelegenheiten. Das einzig Auffällige waren die hellgrünen Holzkisten, die am Rande standen.

Schneider zog seine Imkerhaube über und hielt einen Moment inne. Der Himmel schien ihm noch grauer als zuvor, feiner Nieselregen hatte eingesetzt. Bei gutem Wetter hatte man von hier oben einen hervorragenden Ausblick, konnte die Avenue Kennedy entlangschauen bis zu den Gebäuden des Europaviertels. Heute erahnte man die markanten Türme des Europäischen Gerichtshofs höchstens.

Er streifte seine Handschuhe über und ging auf die Holzkisten am anderen Ende des Dachs zu. Insgesamt waren es zwölf Stück, säuberlich aufgereiht und auf hölzernen Sockeln stehend, damit sich die Einfluglöcher nicht zu nah am Boden befanden. Es waren keine Bienen in der Luft, was ihn nicht wunderte. Die Ladys machten Winterpause, und bei Regen kamen sie ohnehin ungern hervor. Ansonsten schien alles in bester Ordnung. Alle Kisten standen, wo sie stehen sollten. Als Schneider die Beuten erreichte, kniete er sich nieder, untersuchte den Boden vor den Ausfluglöchern. Wie Rawley gesagt hatte, lagen dort zahlreiche tote Bienen. Angesichts der Dutzenden Völker, die auf dem Dach von Silverstein nisteten, war die Anzahl jedoch keineswegs besorgniserregend.

Schneider las ein paar Insektenleichen auf. Es waren Arbeiterinnen darunter, aber auch Drohnen, zu erkennen an ihren größeren Augenpartien. Er holte eine Juwelierlupe aus der Jackentasche, klemmte sie sich vors rechte Auge. Nun konnte er jede Einzelheit erkennen – den braunen, pelzartigen Flaum, der Körper und Kopf bedeckte, die geäderten Flügel, die Antennen. Schneider untersuchte einige Tiere, hielt Ausschau nach Anzeichen für Pilzinfektionen oder Milbenbefall. Aber diesen Bienen fehlte nichts. Sie waren im biblischen Alter von sechs oder sieben Monaten sanft entschlafen.

Nicht zum ersten Mal fragte Schneider sich, ob es wohl einen Himmel für Bienen gab und wie dieser wohl aussah. Vermutlich handelte es sich um eine endlose, auf immerdar in goldenes Licht getauchte Blumenwiese.

Der Regen nahm zu. Schneider steckte die Lupe weg, richtete sich wieder auf. Er würde Rawley eine Mail schreiben, ihr versichern, dass alles tipptopp sei und dafür eine fette Rechnung stellen. Schon wollte er sich von den Stöcken abwenden, als ihm an einem davon etwas auffiel. Unterhalb der Fluglöcher war ein kleiner Steg angebracht, quasi eine Landeplattform. Auf einem davon lag eine tote Biene. Sie war etwas größer und länger als die Arbeiterinnen.

Schneider runzelte die Stirn. Er schaute sich die Biene genauer an. Die Falten auf seiner Stirn wurden tiefer. Er linste in das Flugloch der fraglichen Beute, leuchtete mit der Taschenlampe hinein.

»Das kann doch nicht wahr sein!«

Möglicherweise würde er doch die ganze Ausrüstung brauchen. Er musste alle Bienenstöcke kontrollieren – nicht nur die von Silverstein, auch die anderen.

Er wandte sich von den Stöcken ab, um seinen Imkeranzug sowie einen Stockmeißel zu holen. Letzteren benötigte er, um die mit Wachs verklebte Beute zu öffnen. Schneider lief auf die Tür zu, zückte währenddessen sein Handy, wählte und stieß auf eine Mailbox:

»Hier spricht Xavier Kieffer. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht.«

»Xavier, hier ist Pol, Pol Schneider. Ich müsste mal vorbeikommen, Vorbereitungen für die ... die Honigsaison. Liegt der Schlüssel an der üblichen Stelle oder hast du den? Kann ich mir den gleich holen? Ruf mich zurück, okay?«

Schneider legte auf, drückte die Klinke der Treppenhaustür hinunter. Verdutzt nahm er zur Kenntnis, dass sie verschlossen war. Er probierte es erneut, kramte dann die Keycard hervor, die der Pförtner ihm ausgehändigt hatte. Doch obwohl er sie mehrfach vor den Sensor hielt, blieb das erhoffte ›Klack‹ aus.

»So ein Scheißdreck.«

In seiner Anrufliste suchte er die Nummer dieser Silverstein-Tante heraus. Es klingelte vier, fünf Mal, bevor eine Mailbox ansprang. Entnervt legte Schneider auf. Gerade wollte er die Nummer der Silverstein-Telefonzentrale heraussuchen, als ein stechender Schmerz seinen Arm durchfuhr. Schneider kannte das Gefühl nur zu gut, es gehörte zu seinem Job. Eine Biene musste ihn gestochen haben. Dennoch war er derart überrascht, dass er sein Telefon fallen ließ. Da er einen Pullover und eine Jacke trug, musste sie in den Ärmel gekrochen sein, das war die einzige Erklärung. Schneider schüttelte den Arm, zog das Jackenbündchen auseinander.

»Wie bist du da reingekommen? Und bei dem Wetter?«

Schneider beugte sich nach vorn, um das Handy aufzuheben. Als er wieder hochkam, war ihm ein wenig schwindlig. Der Imker presste eine Hand gegen die Brandschutztür, atmete ein paarmal durch. In den Ohren rauschte und summte es, so als ob Hunderte Bienen seinen Kopf umschwirrten.

Mit einiger Mühe entsperrte er das Handy. Gerade wollte er Rawling erneut anrufen, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Schneider drehte sich um. Höchstens drei Meter von ihm entfernt stand

eine Gestalt. Sie trug einen Imkeranzug – Overall, Handschuhe und Mütze. Wegen des Schleiers konnte Schneider das Gesicht nicht ausmachen.

»Was zum Teufel ist hier los? Was wollen Sie?«

Die Gestalt bewegte sich auf ihn zu. Schneider presste den Rücken gegen die Metalltür. Er fühlte, wie seine Knie nachgaben. Das Handy glitt ihm aus der Hand.

Die Person im Imkeroutfit war höchstens noch einen Meter von ihm entfernt. Schneider konzentrierte sich auf den Schleier. Nun konnte er durch das hauchdünne Material hindurchblicken. Das Gesicht dahinter war dennoch nicht auszumachen – er sah lediglich eine Schutzbrille und eine Atemmaske.

Schneider rutschte mit dem Rücken an der Tür entlang, fiel zu Boden. Das Letzte, was er sah, war die verschleierte Gestalt, die sich über ihn beugte.

Pekka Vatanen schnäuzte vernehmlich in ein Papiertaschentuch. Xavier Kieffer, der auf der anderen Seite der Theke stand, wandte den Blick ab, damit ihm der zweite Akt erspart blieb. Der Finne besaß die Angewohnheit, nach dem Naseputzen stets in sein Taschentuch zu schauen. Der Koch fragte sich, was Vatanen dort wohl vorzufinden erwartete. Eine geheime Botschaft? Eine Marienerscheinung?

Kieffer polierte Gläser. Als er wieder aufsah, schenkte sich Vatanen gerade Rivaner aus der Flasche ein, die in einem Kühler neben ihm stand.

»Soll ich dir vielleicht lieber einen Tee machen, Pekka? Bei der Erkältung.«

Der Finne schüttelte den Kopf, rieb sich die rötliche Nase. Die Färbung mochte mit dem Schnupfen zusammenhängen oder aber mit dem Wein. Vatanen war bereits bei der zweiten Flasche.

»Wein ist gut gegen Schnupfen.«

»Tee mit Honig wäre besser.«

»Glaube ich nicht. Mein Geschniefe ist ja allergisch.«

Kieffer nickte abwesend, ließ den Blick durch den gut gefüllten Schankraum schweifen. Das »Deux Eglises«, dessen Koch und Besitzer er war, servierte vor allem Luxemburger Spezialitäten. Diese waren in der Regel deftig: Schweinenacken mit Saubohnen, Eintöpfe, Kartoffeln in jeder erdenklichen Zubereitungsform. Das nasskalte Februarwetter kam ihm entgegen. Bei zwei Grad und Nieselregen wollten die Leute keinen Salat und kein Sushi, sondern etwas, das sie warm hielt.

»Vielleicht eine heiße Suppe, Pekka?«

»Das schon eher.«

»Ich habe Bouneschlupp, Ënnenzopp und Gehäck.«

»Bohne, Zwiebel und das Letzte ist was?«

»Eine Fleischsuppe mit Lunge, Leber und Herz.«

»Uh, nein, danke. Dann nehme ich die Zwiebelsuppe.«

Kieffer nickte, ging zum Küchentelefon neben dem Speiseaufzug und gab die Bestellung durch. Das »Deux Eglises« befand sich in einem alten Garnisonsgebäude, das nicht sehr groß war. Der Schankraum lag im Erdgeschoss, die Küche im ersten Stock.

Kieffer ging zurück zur Bar, goss sich ebenfalls einen Schluck Wein ein.

»Prost, Pekka.«

»Kippis!«

»Meinetwegen auch das. Aber sag mal«, Kieffer deutete auf die halb leere Packung Papiertaschentücher neben Vatanens Weinglas, »das ist doch nie im Leben eine Allergie. Jetzt blüht doch nichts.«

»Du bist wohl kein Allergiker, was?«

»Nie einer gewesen.«

»Seit es keine richtigen Jahreszeiten mehr gibt, plagt einen der Mist das ganze Jahr, Hasel und Erle früher, Gräser später. Außerdem Staubmilben – die blühen im Winter richtig auf, sozusagen. Die Klimaanlage im Büro ist uralte, die verteilt es im ganzen Gebäude.«

Vatanen arbeitete auf dem Kirchberg, in der Forschungsabteilung des Europäischen Parlaments. Sein Gebäude gehörte zu den ältesten im Europaviertel. Dennoch hielt der Koch die Allergiegeschichte für Unsinn. Sein Freund wollte sich einfach nicht eingestehen, dass er ins Bett gehörte, anstatt sich an Kieffers Tresen zu betrinken.

Dem Finnen entfuhr ein Nieser. Ein weiteres Taschentuch kam zum Einsatz.

»Du kriegst jetzt einen Tee«, murmelte Kieffer kopfschüttelnd.

»Ich sage dir doch, es ist allergisch. Sieht man am Auswurf.«

Vatanen machte Anstalten, Kieffer das geöffnete Taschentuch hinzuhalten. Der Koch zog eine Grimasse, winkte ab. Einem der Schränke entnahm er einen gläsernen Becher, stellte ihn unter den Heißwasserhahn der Espressomaschine.

»Kamille oder Verbene?«, fragte er.

»Pest oder Cholera?«, erwiderte Vatanen.

Kieffer ignorierte den Einwurf, tat einen Beutel in das heiße Wasser. Er stellte die Tasse vor Vatanen auf die Theke. Daneben platzierte er ein Glas Honig. Auf dem Etikett war ein Logo mit zwei blauen Kirchturmspitzen zu sehen.

»Was ist das jetzt wieder?«

»Honig, Pekka?«

»Schon klar. Sieht aber nicht nach Langnese aus. Was steht da?

»Ännerstad-Hunneg. Vun Lëtzebuerger Beien.«

Kritisch musterte der Finne das Honigglas.

»Was ist los, Pekka?«

»Und der stammt aus der Unterstadt?«

»Die Bienenstöcke stehen die Straße runter, in einem Garten am Hang. Sie gehören mir.«

»Du imkerst?«

Kieffer schüttelte den Kopf.

»Ich habe einen Deal mit einem Stadtimker.«

»Er kümmert sich um die Bienen?«

»Um alles, eigentlich. Ich habe die Stöcke finanziert, er schleudert die Waben aus, füllt das Zeug ab, produziert mir meinen eigenen Honig.«

»Und damit kann man Geld verdienen?«

»Es geht. Ich habe den«, Kieffer zeigte auf eine Vitrine neben der Theke, »bei den örtlichen Spezialitäten stehen. Die Touristen mögen so was.«

Dem Koch fiel ein, dass er Schneider demnächst anrufen musste. Der Imker schuldete ihm noch Honig. Das, was er bisher geliefert hatte,

entsprach nicht der vereinbarten Menge. Sechs Kisten war ihm Pol Schneider noch schuldig.

»Stehen die Bienenstöcke«, Vatanen deutete mit dem Daumen in Richtung Kirchberg, »da hinten? Sind mir nämlich bisher nicht aufgefallen.«

»Da ist kaum Platz, ist mir außerdem zu nah an der Gästeterrasse. Die stehen oben, an der Einbiegung zur Rue Malakoff.«

»Das große Grundstück an der Ecke?«

»Genau. Gehört einem Bekannten von mir. Wir haben ...«

»... einen Deal gemacht, schon klar.«

»Drüben in Grund, nahe der Abbaye de Neumünster hat Pol auch noch welche, aber die gehören nicht mir.«

Vatanen nickte. »Da am Flusslauf wächst einiges. Gute Stelle. Wenn's denn stimmt.«

»Wie meinst du das?«, fragte Kieffer.

Anstatt zu antworten, schraubte Vatanen das Glas auf, fuhr mit dem Teelöffel hinein. Er träufelte reichlich Honig in den dampfenden Becher. Danach führte er den Löffel zum Mund und schleckte ihn ab.

»Und? Kannst du die Hanglage herausschmecken, Pekka?«

Der Finne verzog keine Miene.

»Bei Honig vermag ich das nicht.«

Vatanen trank einige Schlucke Tee. Dann schob er den Becher weg und griff wieder nach seinem Weinglas. Kieffer zuckte mit den Achseln und verabschiedete sich. Er musste in die Küche. Zunächst ging er jedoch hinaus auf die Terrasse des Restaurants, um eine Zigarette zu rauchen. Das »Deux Eglises« befand sich in Clausen, einem der Luxemburger Unterstadtviertel. Hinter dem alten Steingebäude erhob sich der Hang des Kirchbergs. Zur Straße hin fiel das Gelände weiter ab, sodass man auf die Dächer und Türmchen der *ville basse* hinabschauen konnte. Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, und so konnte man auch die beiden

Kirchen ausmachen, nach denen das »Deux Eglises« benannt war: die nur wenige Schritte entfernt liegende Sainte Cunégonde und die auf dem Bockfelsen thronende Notre Dame.

Kieffer rauchte eine Ducal und stieg danach die Treppe zur Küche hinauf. Als Erstes nahm er die Magnettafel neben dem Speiseaufzug in Augenschein, auf der die Tische und die Gangfolgen mit farbigen Magneten gekennzeichnet waren. Unter fast jedem davon klebte ein Zettel. Der Koch hörte jemand etwas auf Französisch rufen – seine Souschefin Claudine. Sie klang unzufrieden. Vielleicht ging ihr etwas nicht schnell genug, vielleicht war ein Teller nicht zu ihrer Zufriedenheit. Er ging zum Pass, jener Stelle, wo die servierfertigen Teller unter Wärmelampen standen. Claudine war gerade dabei, zwei Teller Kanéngchen mat Moschterzooss zu inspizieren. Mit einem Tuch wischte sie Soßenspritzer fort und rief »Sauberer arbeiten!« in Richtung eines Postenkochs.

»Wie sehen wir aus?«, fragte er.

»Wie ein Restaurant, das seine Gäste zu lange auf ihr Essen warten lässt, so sehen wir aus.«

Kieffer murmelte etwas Unverständliches und ließ Claudine ihre Arbeit machen. Er lief einmal durch die Küche, schaute Postenköchen über die Schulter, guckte in Töpfe und Öfen. Als er wieder den Pass erreichte, sah er eine mit Käse gratinierte Suppenterrine, die auf den Abtransport wartete.

»Die mache ich selbst«, sagte er zu Claudine gewandt, »danach übernehme ich am Pass.«

Seine Souschefin antwortete nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt vier Tellern Judd mat Gaardebounen, an denen ihr irgendetwas missfiel.

Kieffer nahm die Zwiebelsuppe und trug sie hinunter zur Bar. Er stellte sie vor Vatanen ab, der gerade durch sein Handy scrollte. Der Koch konnte nicht umhin zu bemerken, dass der Tee ungetrunken auf der Theke stand.

»Deine Suppe, Pekka.«

»Ah, danke.«

»Was Interessantes?«, fragte Kieffer und deutete auf Vatanens Handy. Darauf war eine US-Nachrichtenseite geöffnet.

»Bei den Amis brennt's.«

»Politisch?«

»Nein, in Kalifornien. Waldbrände, alles fackelt ab.«

»Ich weiß. Valérie hat mir Fotos geschickt.«

Kieffers Freundin Valérie Gabin war Französin. Sie wohnte nicht in Luxemburg, sondern in Paris. Das war zwar nicht allzu weit weg, dennoch sah er sie in letzter Zeit nicht oft. Valérie war andauernd auf Achse, zuletzt hatte sie Japan besucht, nun befand sie sich in Kalifornien, falls sie nicht schon weitergereist war. Kieffer hatte mitunter Schwierigkeiten, den Überblick über ihre Reisepläne zu behalten.

»Valérie ist in Kalifornien? Und was macht sie da?«

»Dasselbe wie immer, denke ich. Restaurants testen.«

»Aber ich dachte, das mit dem Gabin hat sich erledigt?«

Vatanen hatte den gratinierten Toast von der Terrine gekratzt und war dabei, die Suppe auszulöffeln. Genauer gesagt inhalierte er sie. Kieffer fand, dass seine Ännenzopp mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, sagte aber nichts. Stattdessen wandte er den Blick einem Regal hinter der Theke zu, in dem mehrere Restaurantführer standen – einige Ausgaben des Levoir-Brillet, ferner etliche Bücher in kobaltblauem Einband. Jeder Freund guten Essens kannte sie, es handelte sich um Ausgaben des Guide Gabin, jenes legendären Pariser Gastroführers, der seit beinahe hundert Jahren Sterne an die besten Restaurants der Welt vergab oder genauer gesagt: vergeben hatte.

»Erledigt würde ich nicht sagen, Pekka.«

»Aber ist Valérie denn immer noch die Chefin? Ich dachte, der Guide ist pleite.«

Der Guide Gabin war von Valéries Großvater Auguste gegründet worden. Lange hatte er als die Bibel der *haute cuisine* gegolten, doch am Ende war das Geschäftsmodell, bei Drucklegung bereits veraltete Restaurantkritiken in ledergebundenen Büchern zu veröffentlichen, völlig überholt gewesen. Valérie hatte jahrelang versucht, das Erbe ihrer Familie zu bewahren, aber am Ende machten Internet und Smartphones ihrem Verlag den Garaus.

»Ist er auch. Aber es gibt eine US-Bewertungsplattform, die den Guide gekauft hat, Delish heißen die.«

»Nie gehört«, sagte Vatanen.

»Genau deshalb haben sie's gemacht. Die wollten den Markennamen. Delish heißt jetzt gabin.com. Aber der Guide Bleu, also die Bücher, die sind Geschichte.«

»Und Valérie?«

»Besitzt noch eine Minderheitsbeteiligung und ist dort ... Moment, ich hab's hier irgendwo.«

Kieffer wühlte hinter der Bar in einem Stapel aus Notizblöcken, Postkarten und Quittungsbelegen. Nach einigem Suchen platzierte er eine kobaltblaue Visitenkarte auf der Theke. In weißen Lettern stand darauf »Gabin.com«, und darunter: »Valérie Gabin, Editor-at-Large«.

»Aha. Und was bedeutet das?«

»Ich glaube, es bedeutet, dass sie Narrenfreiheit hat. Sie reist auf deren Kosten herum, testet Restaurants oder schreibt Artikel für Delish, ich meine den Gabin. Die veröffentlichen nämlich auch Reportagen, Produkttests, was weiß ich.«

»Ministerin ohne Portfolio, quasi? Macht mich ein bisschen neidisch.«

Vatanen war Beamter mit dem Schwerpunkt EU-Agrarpolitik. Kieffer hatte oft den Eindruck, dies sei ein ziemlich geruhvoller Job.

»Du tust gerade so, als würdest du andauernd von deinem Chef terrorisiert«, sagte er.

Mit einem schrecklichem Brummschädel wachte Kieffer am kommenden Morgen in Valéries Bett auf – allein. Es war noch nicht einmal halb neun, doch seine Freundin war bereits aufgestanden. So wie er sie kannte, hatte Valérie schon ihr Yoga absolviert und schrieb gerade die zehnte E-Mail.

Er ging in die Küche, die ebenfalls verlassen war. Durch die Fenster fiel Sonnenlicht herein. Es versprach ein bilderbuchmäßiger Tag zu werden. Kieffer machte sich einen Kaffee und stieg die Treppe zur Dachterrasse hinauf.

Früher hatte Valérie in einem schicken, aber nicht unbedingt opulenten Apartment in der Rue du Dragon gewohnt. Dann wurde der ins Trudeln geratene Guide Gabin an den US-Milliardär Cesar Lee Willinon verkauft. Valéries Anteile bescherten ihr einen Millionengewinn. Eigentlich hatte sie ihr väterliches Erbe partout nicht veräußern wollen. Aber am Ende waren Verkauf oder Konkurs die einzigen Alternativen gewesen.

Andere wären zum Trost vielleicht bei Cartier einkaufen gegangen. Valérie hingegen hatte eine Wohnung in der Nähe des Institut de France gekauft. Durch die Wohnzimmerfenster sah man den Louvre, durch die des Schlafzimmers die Île de la Cité. Und von der Dachterrasse sah man so ziemlich alles.

Kieffer trat hinaus. Valérie saß in Shorts und T-Shirt an einem großen Gartentisch, vor sich einen Laptop, ein Tablet und zwei Handys. In ihren Ohren steckten Kopfhörer. Anscheinend nahm sie an einem Videocall teil und erledigte währenddessen E-Mails. Sie winkte ihm zu, deutete auf eine mintgrüne Pappschachtel auf dem Tisch.

Kieffer erwog, ihr einen Kuss zu geben, ließ es dann aber bleiben. Wusste der Himmel, wer ihnen alles zuschaute. Er setzte sich Valérie

gegenüber, trank seinen Milchkaffee.

Auf der Schachtel stand »Les Rêves de Swann«, die Träume von Swann. Kieffer schaute hinein. Im Inneren befanden sich Madeleines – ganz klassische, aber auch welche, die mit Zuckerguss überzogen waren oder mit etwas gefüllt zu sein schienen. Kieffer nahm eines von den gewöhnlichen, tunkte es in seinen Kaffee, biss ab. Er nickte Valérie zu, so als wollte er sagen: Diese Madeleines sind nicht übel.

Valérie sagte etwas. Augenscheinlich war es nicht für ihn bestimmt, sondern für die Leute in ihrem Computer.

»I am not sure British wine is a topic that our audience has a lot of interest in.«

Kieffer musste lächeln. Da hatte sie wohl recht. Wen interessierte schon Wein von der Insel? Ihm war zwar bewusst, dass es welchen gab, aber das Einzige, was ihm dazu einfiel, war ein alter Witz: Wie viele Leute braucht man, um eine Flasche englischen Wein zu trinken?

Die Antwort: vier. Ein Opfer, zwei die es festhalten, und einen der dem armen Schwein die Brühe in die Kehle kippt.

Kieffer kicherte. Valérie schaute ihn fragend an. Der Koch signalisierte ihr, dass er keineswegs über sie lachte. Er ging zum Rand der Dachterrasse, lehnte sich ans Geländer und schaute in Richtung Fluss.

Nach einer Weile sagte Valérie: »Sorry, Süßer, der erste Call. Hast du gut geschlafen?«

Er ging zurück zum Tisch, gab ihr einen Kuss.

»Zu kurz. Mehr Kaffee.«

»Ich mache uns noch einen, okay?«

Er nickte. Während er darauf wartete, dass Valérie zurückkehrte, aß er ein paar Madeleines.

Sie kam mit einem Tablett die Treppe hinauf.

»Hier, dein Milchkaffee.«

»Danke.«

Sie warf einen Blick in die bereits recht leere Schachtel.

»Die Madeleines sind fantastisch, oder? Aus einer kleinen Bäckerei im Zwölften, Square Trousseau.«

»Hm. Ganz okay, würde ich sagen.«

Sie zog die Augenbrauen zusammen.

»Dafür, dass sie nur ›ganz okay‹ sind, hast du aber ganz schön viele gegessen.«

»Man muss mit dem arbeiten, was da ist.«

Valérie musterte ihn, überlegte, ob er sie veräppelte.

»Es sind die besten.«

»Von Paris? Vielleicht.«

Er wusste, was sie dachte. In den Augen seiner französischen Freundin waren die besten Madeleines von Paris auch automatisch die besten der Welt. Aber vielleicht überschätzte sie da die Fähigkeiten ihrer Landsleute ein wenig.

»Ich kenne da einen Laden«, sagte er.

»Wo?«

»In Luxemburg.«

»War ja klar.«

»Wenn du mich das nächste Mal besuchst, kaufe ich dir ein paar. Und dann bin ich gespannt, was die Chefinspektorin des Guide Gabin dazu sagt.«

Sie stupste ihn in die Seite.

»Du bist wieder sehr frech heute.«

»Ein bisschen vielleicht. Wann kommst du mich eigentlich mal wieder besuchen?«

»Ich wäre dran, hm?«

Er tat, als müsste er nachdenken, zählte an den Fingern ab.

»Letztes Mal war ich in Paris. Das Mal davor war ich in Paris und davor ...«

»Paris?«

»Nein. Da waren wir in Rom.«

»Na, siehst du.«

»Anderthalb Tage. Und währenddessen hast du auf einem Slow-Food-Festival drei Panels moderiert. Also ja, du wärst dran. Aber ich komme auch gerne hierher. Nicht unbedingt wegen der Madeleines, aber wegen dem Rest.«

Er zog sie zu sich heran.

»Solange du dabei bist, geht sogar Cardiff oder Bielefeld.«

Sie gab ihm einen Kuss, sagte: »Ich muss in meinen Kalender schauen. Warte kurz ...«, sie tippte auf ihrem Handy herum, »... Mittwoch und Donnerstag bin ich in Bordeaux, Freitag in Épernay. Sonntag muss ich abends in Brüssel sein.«

[...]